

WAS IST UND ZU WELCHEM ENDE
TREIBT MAN LITERATURWISSENSCHAFT?

*Abschiedsvorlesung, gehalten am 5. Februar 2019
am Institut für Romanistik, München*

Von Michael Rössner (München/Wien)

Die Textsorte einer Abschiedsvorlesung ist eine ganz besondere. Zunächst einmal kann man sich nicht an sie gewöhnen; sie ist zwangsläufig etwas Einmaliges – natürlich nur für den Vortragenden. Das beginnt damit, dass man – wie bei jedem Vortrag – sich kurz in die Rolle der Zuhörer versetzen muss. Was soll denn die Wirkung einer solchen Vorlesung sein? Während es bei der Antrittsvorlesung natürlich die sein sollte, dass man Interesse an der eigenen Person weckt, die Kollegen und die Universitätsleitung davon überzeugt, dass sie eine gute Wahl getroffen haben, und bei den Studierenden darum wirbt, sich weitere Vorlesungen anzuhören, kann das bei der Abschiedsvorlesung nicht der angestrebte Zweck sein, denn sie steht ja per definitionem am Ende der eigenen Karriere. Wenn man also das Publikum allzu sehr begeisterte, müsste das zugleich das wehmütige Bedauern auslösen, den Redner oder die Rednerin in Zukunft nicht mehr als Vortragenden erleben zu können, und vor wehmütigem Bedauern sollte man sich hüten. Es geht also bloß darum, einen Abgang zu inszenieren, bei dem es dem Publikum bei aller höflichen Anteilnahme trotzdem nicht allzu leidtut, dass das zugleich die letzte Gelegenheit war, dem Vortragenden zuzuhören. Ich muss zugeben, dass das auch etwas Befreiendes an sich hat. Sie werden hoffentlich nicht mit Tomaten werfen, wie das bei den Futuristen üblich war, aber allzu sehr für meinen Vortrag begeistern darf ich Sie auch nicht. Ich werde also versuchen, Sie gerade so weit zu interessieren und zu unterhalten, dass Sie es weder bedauern, hierhergekommen zu sein, noch, dass Sie keine zweite Gelegenheit haben werden, einer meiner Vorlesungen in diesem Rahmen zu lauschen – eine heikle Gratwanderung.

Soviel zum Abschied; nun zum Thema Vorlesung: Seit mehr als dreißig Jahren pflege ich meine Vorlesungen immer mit demselben Satz einzuleiten: „Ich bin kein Freund vom Vorlesen, ich bin ein Freund vom Selber-Lesen“. Das nützt den Doppelsinn des Wortes Vorlesen aus – ich spreche lieber frei, gestützt auf ein paar Wörter auf den PowerPoint-Folien, seit es gelungen ist, rund um die Jahrtausendwende einen Anstoß dazu zu geben, die Hörsäle dieser Universität mit der entsprechenden elektronischen Ausrüstung auszustatten; und ich möchte nicht „vor-lesen“ und den Zuhörern den Inhalt des Gelesenen reproduzieren, um sie dann bei den notwendigen Schlussklausuren zur Reproduktion des Reproduzierten zu veranlassen, sondern sie dazu anregen, selbst zu lesen und sich auf der Grundlage meines mehr oder minder provozierenden Vortrags ihre eigenen Gedanken zu dem Thema desselben zu machen. Nun, hier gibt es keine Schlussklausur, aber das Anregen und Ihr Weiterdenken wäre mir auch nach meinem akademischen Abgang ein Herzensanliegen.

Soviel zum Thema Vorlesung, und nun kommen wir zum Thema derselben. Es ist natürlich ein ungewöhnliches Thema für eine Abschiedsvorlesung. Man könnte dabei denken: Jetzt fällt ihm das ein? Nach fast vierzig Jahren Tätigkeit in Lehre und Forschung endlich die Frage zu stellen, was das Ganze bedeutet und was es soll? Zu meiner Ehrenrettung muss ich sagen, dass das Thema für mich nicht ganz neu ist: als ich 1978 nach dem Abschluss meines Doktoratsstudiums den Auftrag erhielt, eine Einführungsveranstaltung für Studienanfänger zu planen, fiel mir auf, dass ich genau darauf im Studium nie vorbereitet worden war, und ich verfiel auf die reichlich absurde Idee, eine meiner ersten Veröffentlichungen genau diesem Thema zu widmen: „Was ist eigentlich und zu welchem Ende treibt man Literaturwissenschaft?“ Wohlmeinende väterliche Freunde haben mich glücklicherweise davon abgehalten, das als frischgebackener Jung-Assistent zu tun, und so wurde aus dieser Veröffentlichung lediglich ein Aufsatz mit dem Titel „Auf dem Weg zu einer Literaturwissenschaft für den Leser? Provokatorische Denkanstöße für eine Zweckbestimmung der Literaturwissenschaft“ (erschieden schließlich 1985)¹⁾. Aber begleitet hat mich diese Frage durch all die Jahrzehnte und an all den verschiedenen Universitäten in Europa und Lateinamerika, an denen ich lehren durfte; und da nun die letzte Gelegenheit ist, dieses Thema öffentlich abzuhandeln, und ich meine Karriere nicht mehr mit einer so frechen Fragestellung ruinieren kann, konnte ich nicht anders, als dieses Thema für heute anzukündigen und hoffe auf Ihre – dem Anlass entsprechende – Nachsicht.

Beginnen wir also mit der ersten, vermutlich leichteren Frage: Was ist Literaturwissenschaft? Die Antwort scheint sich ja aus dem Wort selbst zu ergeben: es ist

¹⁾ MICHAEL RÖSSNER, Auf dem Weg zu einer Literaturwissenschaft für den Leser? Provokatorische Denkanstöße für eine Zweckbestimmung der Literaturwissenschaft“, in: Romanistik integrativ (= Festschrift für Wolfgang Pollak), Wien 1985, S. 445-451.

die Wissenschaft von der Literatur, also müsste man nur noch Literatur definieren, aber gerade das erspare ich Ihnen heute. Kein Durchgang durch die zahlreichen Literaturdefinitionen verschiedener Epochen und Schulen, die ohnedies zu keiner abschließenden, endgültigen Definition führen könnte, weil die Definition der Textsorte Literatur vom jeweiligen historischen Kontext abhängig ist; schwieriger scheint es zu erklären, was die Wissenschaft von dieser Literatur sein soll und kann. Dass das eine problematische Frage ist, ist dem Fremdsprachenphilologen schneller bewusst als dem Germanisten, wenn er auch Vorträge in einer Fremdsprache hält und dort sein Fach zu definieren hat. Der Begriff „Literaturwissenschaft“ lässt sich nämlich nicht übersetzen, nicht ins Englische, nicht ins Französische, nicht ins Spanische, Italienische oder Portugiesische. Bleiben wir fürs erste beim Französischen: Was wir tun, hat wenigstens drei verschiedene Bedeutungen: *théorie littéraire*, *critique littéraire* und *histoire littéraire*. Fleißige Germanisten (konkret: Klaus Weimar) haben auch herausgefunden, dass der deutsche Begriff so alt gar nicht ist, sondern erst um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert den bis dahin für das akademische Fach gebrauchten Begriff „Literaturgeschichte“ abgelöst hat – wie Weimar meint, weil ihm „ein Air der Modernität und Strenge eignete“, das ihn als „Signal der Opposition gegen die alte Wissenschaft *Literaturgeschichte*“ erscheinen ließ, die nun durch „die Momente Theorie und Interpretation“ ergänzt werden sollte²). Aber seit einem guten Jahrhundert leben wir nun mit dieser Wortbildung, und auch deren zweiter Teil stößt auf Übersetzungsprobleme, denn die deutsche „Wissenschaft“ hat im Englischen zwei Übersetzungen: *science* und *scholarship*, wir müssen uns mit dem zweiten Terminus begnügen, der mehr an die Gelehrsamkeit der Scholaren als an die Innovation, das Erschließen neuer Erkenntnisse des Wissenschaftlers anzuklingen scheint.

In gewissem Sinn ist das die Bürde, die die Literaturwissenschaft von Anfang an mit sich herumgeschleppt hat, das schlechte Gewissen, vielleicht doch keine Wissenschaft im eigentlichen Sinn zu sein, sondern bloße Gelehrsamkeit und damit – *horribile dictu* – vielleicht am Ende sogar nur Selbstzweck. Besonders problematisch wurde das mit dem Siegeszug der modernen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, der letztendlich sogar die Literatur selbst in die Versuchung führte, um ihrer Daseinsberechtigung willen als Experimentanordnung der empirischen Wissenschaft, konkret der Soziologie, in Emile Zolas Konzept des „Experimentalromans“ aufzutreten³). Aufhängen lässt sich dieser literaturwissenschaftliche Minderwertigkeitskomplex an der Frage der Empirie und der Objektivität oder besser

²) KLAUS WEIMAR, Literatur, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft. Zur Geschichte der Bezeichnungen für eine Wissenschaft und ihren Gegenstand, in: CHRISTIAN WAGENKNECHT (Hrsg.), Zur Terminologie der Literaturwissenschaft (= Akten des IX. Germanistischen Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986), Stuttgart 1988, S. 9-23, hier: S. 19.

³) Vgl. EMILE ZOLA, *Le roman experimental*, Paris 1902.

intersubjektiven Überprüfbarkeit. Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft basieren schließlich auf experimenteller Überprüfung von Hypothesen, die „nacharbeitbar“ sein muss – mit anderen Worten, bei Durchführung desselben Experiments in derselben Testanordnung durch eine andere Person müssen dieselben Messergebnisse herauskommen. Das gilt natürlich für die Resultate unserer Forschungen nur bedingt, denn die ästhetische Sensibilität, die für die Auseinandersetzung mit literarischen Texten unerlässlich ist, muss und wird immer eine subjektive Komponente haben. Allerdings wird bei der naiven Bewunderung der „intersubjektiven Überprüfbarkeit“ in den Naturwissenschaften gerne übersehen, dass deren Messergebnisse einerseits in Relation zu dem Test-Design stehen, das auf der jeweils zugrunde liegenden Hypothese aufbaut, und dass sie andererseits *interpretiert*, also in eine Erzählung übersetzt werden müssen, die sich aus dieser Hypothese speist – die aber auch anders lauten könnte und die vor allem gewisse Elemente der narrativen Technik nützen muss, die auch in der Literatur eine Rolle spielen. Hayden White hat das in seiner *Metahistory*⁴⁾ für die Geschichtswissenschaft gezeigt, und in einer Konferenz unseres Wiener Forschungsinstituts für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte haben wir das mit Hilfe von Physikern auch für die modernen Naturwissenschaften vorführen können, wie nun in dem Band *Narrated Communities - Narrated Realities - Narration as Cognitive Processing and Cultural Practice*⁵⁾ nachzulesen ist.

Aber allen möglichen Inkongruenzen auch der naturwissenschaftlichen Exaktheit zum Trotz hat die Literaturwissenschaft immer wieder versucht, Anschluss an dieses Ideal der empirischen Erkenntnis und Objektivität der Naturwissenschaften zu finden, das erste Mal im Positivismus des 19. Jahrhunderts, der meinte, literarische Werke mit Hilfe der Taine'schen Formel von *race-milieu-moment* nach einem quasi-naturwissenschaftlichen Prinzip von Ursache und Wirkung erklären zu können: Wer in einen bestimmten Kulturkreis hineingeboren ist, in einem bestimmten sozialen Milieu aufwächst und in einem bestimmten historischen Augenblick schreibt, muss genau das Werk hervorbringen, das wir vor uns haben. Taine selbst hat sich dafür bekanntlich an der englischen Literatur versucht und als gemeinsames „race“-Merkmal englischer Autoren das Klima ständigen Nebels ausfindig gemacht – was der herrschenden Klimatheorie entsprach und nachprüfbar schien, zumindest bei England-Reisen im November.⁶⁾

Unter dem Eindruck der Erschütterung des mechanistischen Weltbilds durch die Quantenphysik zu Beginn des 20. Jahrhunderts geriet das bekanntlich in die

4) HAYDEN WHITE, *Metahistory: The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*, Baltimore [u. a.]: Johns Hopkins Univ. Press, 1973.

5) HERMANN BLUME, CHRISTOPH LEITGEB, MICHAEL RÖSSNER (Hrsgg.), *Narrated Communities - Narrated Realities - Narration as Cognitive Processing and Cultural Practice*, Amsterdam 2015.

6) Vgl. HIPPOLYTE TAINE, *Histoire de la Littérature Anglaise* (5 Bde.), Paris 1863.

Krise, aber die oftmals problematischen Spuren der Taine-Epigonen sind noch lange Zeit zu finden, von den Rassentheorien der NS-Literaturwissenschaft bis zu dem braven System des „l'homme et l'œuvre“, das nicht nur französische Schulaufgaben von Klassikern, sondern auch eine Vielzahl unserer Seminararbeiten in offenkundig nicht ausmerzbarer Weise prägt. Das ist verständlich, denn die Lebensdaten der Autorinnen und Autoren, die Zeitumstände der Produktion eines literarischen Werks lassen sich zumindest mit der Exaktheit der historischen Forschung aus Quellen und Dokumenten rekonstruieren, und diese Quellen und Dokumente sind überprüfbar, so dass die Resultate einigermaßen gesichert erscheinen, solange niemand andere, autoritativere Quellen entdeckt oder die Dokumente als Fälschungen enttarnt.

Die Frage ist nur, was man mit diesen „objektiven Daten“ anfangen kann – und hier greife ich ein wenig auf den zweiten Teil, die Zweckbestimmung unserer Wissenschaft vor. Wenn es gelingt, einen Text aus den Lebensumständen seines Autors zu „erklären“, ihn also als notwendige Folge dieser Umstände zu sehen – was ist damit gewonnen? Im Gymnasium wurde ich zum Beispiel gezwungen, die Werke Goethes als Ergebnis seiner sieben wesentlichsten Beziehungen zu Frauen zu memorieren – vom Frankfurter Gretchen bis zu Ulrike von Levetzow, aber selbst für den *Werther* ist das nicht hilfreich, wie ein schöner Spruch von Franz Grillparzer ironisch feststellt: „Nun hätten wir's noch viel echter genossen, hätte Goethe sich wirklich erschossen“⁷⁾. Noch schlimmer wird es, wenn im 20. Jahrhundert zur biographischen Erklärung die Psychoanalyse eingesetzt wird: der Autor wird zum Patienten (dem man üblicherweise nicht mehr helfen kann), der Leser kann sich damit trösten, dass er nicht exakt dieselben Traumata, Verdrängungen, frühkindlichen Verletzungen usw. aufweist – und ihn der Text somit eigentlich nichts angeht. Sehr oft führen also diese „wissenschaftlichen Erklärungen“ literarischer Texte einfach dazu, sie zu entschärfen, sie zu einem Dokument persönlicher Probleme ihres Urhebers zu machen und damit wegzuschieben, fremd zu machen, was mir kein lohnenswertes Ziel der Literaturwissenschaft darzustellen scheint.

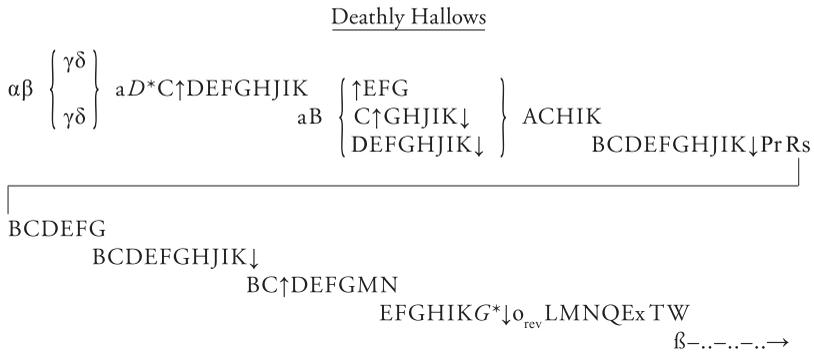
Aber zurück zur Frage, was eigentlich unter Literatur-Wissenschaft zu verstehen sei: Zumindest in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich diese Fixierung auf den Produzenten ja weitgehend verflüchtigt. Ob Barthes den Tod des Autors verkündet oder Julia Kristeva die Relationalität jedes Textes im Universum aller Texte, ob Deleuze und Guattari den rhizomatischen Charakter oder Derrida die *différance*, es geht nicht mehr um den Ursprung und daher auch immer weniger um die Produktion des Textes, sondern um den Text selbst – oder um dessen Rezeption. Seit dem Formalismus hat man sich zunächst bemüht, ein weiteres, zentrales Element der exakten Naturwissenschaften in die Literaturwissenschaft zu

7) FRANZ GRILLPARZER, *Sämtliche Werke*, Band 1, München 1960–1965, S. 529 („Goethe und Kästners Briefwechsel“).

übernehmen: die Übersetzbarkeit in eine mathematische Formel, die ja schon Taine angestrebt hatte. Selbst die Naturwissenschaftler hängen jedoch sehr oft auch an der „Schönheit“ einer solchen Formel, wie sowohl Einsteins $E=mc^2$ als auch die Diskussion der letzten Jahre unter Physikern über die „Weltformel“ zeigt. In der Literaturwissenschaft ging es zunächst um die Formalisierbarkeit selbst, die es ermöglichen sollte, Texte abstrakt zu betrachten, vergleichbar zu machen, wie es Vladimir Propps *Morfologia skazki* darstellt. Das sieht dann so aus:

$\alpha \beta \gamma \delta \varepsilon \delta \varepsilon \zeta (\lambda) A a B C \uparrow D E F G H I J K \downarrow Pr Rs O L M N Q Ex T U W$
 („Pokatigoróšek“)⁸⁾

Die Methode lässt sich übrigens auch auf neuere Fantasy-Werke anwenden, wie diese algebraische Übersetzung von ›Harry Potter und die Heiligtümer des Todes‹ zeigt:⁹⁾



Jenseits des Bereichs von märchenartigen Handlungen stößt sie allerdings bald an ihre Grenzen, und eine wirkliche Hilfe zum Verständnis der Texte stellt sie meiner Meinung nach nicht dar, nicht einmal – das sage ich mit allem Respekt vor dem einst hier alleinherrschenden Strukturalismus – in der wesentlich weniger formelhaften Form des Aktantenmodells von Algirdas Greimas¹⁰⁾. Und schöner als Propps Formeln ist die Einstein’sche allemal.

Mit der Erwähnung von Formalismus und Strukturalismus bin ich allmählich in den zeitlichen Bereich gekommen, der schon von meinem aktiven akademischen Leben abgedeckt ist, denn die 1970er Jahre, meine Studienzeit, waren von diesen Bewegungen geprägt, und an der Münchner Romanistik wirkten sie so nachhaltig, dass ich noch in meinen ersten Semestern als Dozent (also ab 1989) den Eindruck hatte, es handle sich beinahe um eine Art Glaubensbekenntnis, denn tatsächlich

⁸⁾ VLADIMIR PROPP, *Morphology of the Folktale*, trans. LAURENCE SCOTT, revised LOUIS A. WAGNER, Austin 1968, S. 129.
⁹⁾ JOEL B. HUNTER, *Folktale Structure as the Key to the Success of the Harry Potter Series*, in: <http://www.joelhunterphd.com/folktale-structure-key-success-harry-potter-series/> [18.3.2020].
¹⁰⁾ Vgl. ALGIRDAS GREIMAS, *Sémantique structurale*, Paris 1966, Kap. 9.

bekam ich in dieser Zeit Abschlussarbeiten als Zweitkorrektor zu lesen, in denen strukturalistische Theorien ausführlich dargestellt und dann weniger ausführlich auf einen bestimmten Roman angewendet wurden, wobei als Ergebnis festgestellt wurde, dass der Roman misslungen sei, weil er nicht der Theorie entspräche.

Dennoch gab es in den 1970er Jahren auch warnende Stimmen bezüglich dieser als „Linguistisierung“ bezeichneten Versuche, „den intuitionistischen Impressionismus ihrer Erkenntnisse auf eine rationale Basis zu stellen und damit auch für diese Disziplin wissenschaftsgerechte Objektivität zu erzeugen“¹¹⁾ Mit diesem Zitat ist der erste der beiden Versuche der Auseinandersetzung mit der „Wissenschaftlichkeitskomponente“ des Begriffs benannt, der die Perspektive des „linguistic turn“ und damit die der Jahre meines Studiums spiegelt, und der paradigmatisch in dem Aufsatz „Beschreiben – Verstehen. Zur neueren Diskussion über das Verhältnis von literaturwissenschaftlicher und linguistischer Erkenntnis“ von Winfried Wehle zum Ausdruck kommt. Wehle sah damals zwei Stoßrichtungen des Angriffs auf die Literaturwissenschaft im traditionellen Sinn: erstens die ideologische, die den Geisteswissenschaften an sich vorwarf, „willfähige Agenten der Schule und Kulturindustrie“ heranzubilden und vorschlug, sie durch „eine exakte marxistische Literatursoziologie“ zu ersetzen¹²⁾; und zweitens die eben angedeutete „Linguistisierung“, deren Herausforderung Wehle in die Frage fasst: „Soll Literaturwissenschaft nach logisch-deduktiven oder historisch-hermeneutischen Prinzipien verfahren? Es ist der alte, nun schon klassische Streit um den Geltungsanspruch von Natur- und Geisteswissenschaften“.¹³⁾ Tatsächlich bemüht sich Wehle in der Folge um den Nachweis, dass die in den linguistischen Ansätzen verfolgte deduktive Methode, die von einer Hypothese ausgeht und diese am empirischen Material überprüft, nicht funktionieren kann, weil „literaturwissenschaftliche Hypothesenbildung ohne permanente intuitive Vorgriffe auf den ‚Eigen-Sinn‘ ihres ‚Objektes‘ kaum denkbar ist“; dieser Irrtum beruhe auf der „von den Naturwissenschaften entlehnten Prämisse, daß Erkenntnisobjekt und Erkenntnissubjekt streng auseinandergehalten werden können“.¹⁴⁾ Und später setzt Wehle noch einmal nach: „Würde Literaturbetrachtung rigoros auf das Gesetz szientistischer Erkenntnisgewinnung verpflichtet, sie setzte an die Stelle ihrer traditionellen Problematik die apokalyptische Vision, „vom Menschen ohne den Menschen“ sprechen zu wollen“.¹⁵⁾

¹¹⁾ WINFRIED WEHLE, Beschreiben – Verstehen. Zur neueren Diskussion über das Verhältnis von literaturwissenschaftlicher und linguistischer Erkenntnis, in: Romanistisches Jahrbuch 25 (1974), S. 63-93.

¹²⁾ MICHAEL PEHLKE, Aufstieg und Fall der Germanistik, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hrsg. v. JÜRGEN KOLBE, München (5) 1971, S. 35 bzw. 40, zitiert nach Wehle, Beschreiben (zit. Anm. 11), S. 63.

¹³⁾ Ebenda, 69.

¹⁴⁾ Ebenda, 75.

¹⁵⁾ Ebenda, 79.

Hier sind wir aus der zeitgebundenen Abwehr gegen die Versuche der ideologischen Indienstnahme durch den „exakten Marxismus“ und die „Linguistisierung“ auf ein grundsätzlicheres Gebiet gelangt, das Wehle mit dem Begriff „szientistisch“ angestoßen hat: die Wissenschaft (als *science*, also nach dem Vorbild der empirischen Naturwissenschaften konzipierte Wissenschaft) selbst ist zu einem –Ismus, also zu einem ideologischen und letztlich sogar irrationalen Element geworden, gegen das die Humanwissenschaften sich zu wehren hätten. Winfried Wehle denkt 1974 der Literaturwissenschaft eine andere Rolle zu: die der „Vermittlung“ angesichts der grundlegenden Polyvalenz literarischer Texte – aber darauf kommen wir später noch einmal zurück.

Interessant scheint es mir zunächst, einen weiteren Schnitt rund 15 Jahre später zu machen, im Jahr 1988, also im Jahr vor dem Beginn meiner Tätigkeit in München, die ja zunächst als Vertreter erfolgte. In diesem Jahr erschienen die Akten des IX. Germanistischen Symposiums der DFG (Würzburg 1986) unter dem Titel „Zur Terminologie der Literaturwissenschaft“¹⁶⁾. In der Ausschreibung der Veranstaltung hieß es: „Während ... die bisherigen Symposien sich alle mit Problemen innerhalb der Literaturwissenschaft befaßt haben, sollte nun die Literaturwissenschaft selber zum Problem gemacht ... werden“¹⁷⁾, und das ist auch wenigstens im Teil des Ersten Tages, der unter dem Titel „Nachprüfbarkeit und Öffentlichkeitsanspruch: Zur wissenschaftstheoretischen Problematik literaturwissenschaftlicher Begriffsbildung“ stand, tatsächlich der Fall. Am deutlichsten wird hier der Aufsatz von Hans-Heinrich Lieb¹⁸⁾, der mit der Feststellung beginnt: „Ich vertrete die Auffassung, dass sich die Literaturwissenschaft als ein Zweig der Semiotik verstehen sollte, weil sie ein Zweig der Semiotik ist.“¹⁹⁾ Das ist wenigstens deutlich. Noch deutlicher wird er zwei Seiten später, wenn er seine Überlegungen wie folgt definiert: „Es gibt eine empirische Wissenschaft, die *Wissenschaftswissenschaft*, bei der für jede Teildisziplin gilt: Ihr Gegenstandsbereich ist eine Menge von Wissenschaften. [...] Die vorliegende Untersuchung gehört offensichtlich in die Theorie der Literaturwissenschaft, d. h. in die angewandte Wissenschaft von der Literaturwissenschaft.“²⁰⁾

Es ist bei Liebs eben zitierte Formulierung schon deutlich geworden, wenn Sie sich an Ihre Gymnasial-Mathematik erinnern: Mit der Einordnung der Literaturwissenschaft in die Semiotik ist offenbar wieder nach Vorbild der Naturwissenschaften eine Übersetzung in einen Bereich der Mathematik verbunden, diesmal

¹⁶⁾ CHRISTIAN WAGENKNECHT (Hrsg.), Zur Terminologie der Literaturwissenschaft (= Akten des IX. Germanistischen Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986), Stuttgart 1988.

¹⁷⁾ Ebenda, XIII.

¹⁸⁾ HANS-HEINRICH LIEB, Der Status der Literaturwissenschaft und ihrer Sprache, in: WAGENKNECHT, Terminologie (zit. Anm. 16), S. 105–139.

¹⁹⁾ WAGENKNECHT, Terminologie (zit. Anm. 16), S. 105.

²⁰⁾ Ebenda, S. 107.

nicht der Algebra, sondern spezifisch der Mengenlehre und Funktionstheorie. Aber selbst wenn dadurch die „Wissenschaftswissenschaft“ verwissenschaftlicht werden konnte, für die Literaturwissenschaft selbst gelangt Lieb nach Entwicklung eines Systems von sechs Niveaus unterschiedlicher Reglementierung und Symbolisierung von Fachsprachen in Wissenschaften zu einem „vernichtenden Ergebnis“: „Eine Wissenschaft, die ihre Fachsprache auf eine einzige Variante beschränkt, noch dazu auf eine Extremform [nämlich die gar nicht reglementierte und symbolisierte], steht hilflos vor den Grundanforderungen fachwissenschaftlicher Kommunikation, die sie nicht erfüllen, sondern nur noch leugnen kann.“²¹⁾

Man muss sich allerdings wohl fragen – und das auch angesichts der sprachlichen Form dieser „wissenschaftswissenschaftlichen“ Überlegungen – ob eine solche höher reglementierte und symbolisierte Fachsprache nicht gerade den im Titel des Bandes genannten Öffentlichkeitsanspruch gefährden würde. Jedenfalls hätte sie die von Wehle vierzehn Jahre zuvor thematisierte Vermittlerrolle gegenüber dem Rezipienten / der Rezipientin verunmöglicht. In diesen – den 1980er-Jahren – bereitete sich freilich allmählich etwas anderes vor, ein Ereignis, das die Literaturwissenschaft vor eine gänzlich neue, nun einmal nicht aus dem Drang zur Angleichung an die Methode exakter Naturwissenschaften stammende Herausforderung stellen sollte: die sogenannte anthropologische Wende, der *anthropological turn* oder *Cultural turn*, für den Doris Bachmann-Medick postuliert, dass durch ihn (bzw. die vielen „Teil-turns“, von denen sie spricht) „szientistische, oft positivistische und ökonomistische Erklärungen des Sozialen abgelöst und eine grundlegende Neubewertung von Symbolisierung, Sprache und Repräsentation auf den Weg gebracht“ worden seien²²⁾.

Ich hatte den sozusagen ganz naiv und ohne von ihm zu wissen dadurch „mitgemacht“, dass ich meine Habilitation (1986/87, publiziert 1988)²³⁾ dem Thema des mythischen Bewusstseins in der Literatur des 20. Jahrhunderts gewidmet hatte, was mich dazu veranlasste, neben literarischen Texten von Hofmannsthal bis Cortázar auch einige anthropologische Standardwerke zu lesen und die dortigen Begriffe auf ihre Anwendbarkeit auf die Texte der Literatur zu überprüfen (was übrigens durch ähnliche Lektüren mancher Autoren wie z. B. Cortázar ohnedies nahelag). Das verblüffte damals einige ältere Kollegen, und ich habe selbst fast ein Jahrzehnt gebraucht, um es mit dem seltsamen Erlebnis zusammenzudenken, das ich bei meinem Besuch an der Romanistik der George Washington University im Jahr 1984 hatte, wo man mir mitteilte, angesichts des großen Paradigmenwechsels

²¹⁾ Ebenda, S. 135.

²²⁾ DORIS BACHMANN-MEDICK, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek/H. 2007, S. 13.

²³⁾ MICHAEL RÖSSNER, *Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies. Zum mythischen Bewusstsein in der Literatur des 20. Jahrhunderts* (= Athenäums Monografien Literaturwissenschaft, Bd. 88), Frankfurt/M. 1988.

in der Wissenschaft habe man für ein Jahr die Lehrtätigkeit eingestellt, um sich der Entwicklung neuer Konzepte und Methoden zu widmen.

Hier beginnt die Geschichte, die Doris Bachmann-Medick in ihrem 2006 erstmals erschienenen Buch ›Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften‹ dargestellt hat. Die Reihe von sieben „turns“, die sie aufstellt, mag nicht vollständig sein. Der Begriff des „turn“ bekommt bei ihr zudem eine neue Bedeutung. Während man sich unter turn – oder „Wende“, wie man das gerne im Deutschen wiedergibt – ja eher eine 180°-Wendung vorstellt, eine vollständige Umkehr, würde ich Bachmann-Medicks *turns* eher mit der Metapher des Wedelns beim Skifahren wiedergeben: ein *turn* geht aus dem anderen hervor, nimmt den Schwung mit zum Drehen in die andere Richtung, und allen gemeinsam ist das, was sie das „Umschlagen von Themen zu Analysekategorien“²⁴⁾ nennt. Um es kurz an einem Beispiel zu veranschaulichen, dem ich mich in den letzten zwanzig Jahren besonders gewidmet habe: dem „Post-colonial“ und dem „Translational turn“.

Ersterer hat seit Edward Saids ›Orientalism‹ 1978, vor allem aber seit Homi Bhabhas zentralen Publikationen ›Nation and Narration‹ (1990) und ›The location of culture‹ (1994) zunehmend Einfluss auf die akademische Literaturwissenschaft gewonnen und Ende der 1990er Jahre auch zu einem Münchner Graduiertenkolleg geführt. Bis dahin verstand man unter ›Postcolonial literature‹ einfach die in englischer Sprache verfasste Literatur ehemaliger Kolonien; mit Bhabhas Ansatz kam ein neues Instrumentarium von Begriffen und methodischen Ansätzen zur Anwendung, das zugleich die anti-essenzialisierenden Bestrebungen der poststrukturalen Theorie aufnahm und sich auch auf nicht im strengen Sinne „post-koloniale“ Kulturen im Kontakt anwenden ließ: *Hybridity*, *Third Space*, *In-Between*, und anderes mehr. So wurde aus der Erforschung des essentiellen So-Seins vorgeblich „reiner“ kultureller Identitäten eine Beschreibung des Prozesses der *negotiation*, des Aushandelns zwischen den verschiedenen Teilidentitäten, den Gruppengedächtnissen, der natürlich wesentlich vom Ungleichgewicht der hierarchischen Machtstrukturen bestimmt ist, dennoch aber keine Einbahnstraße der Zuschreibung war, wie das Said noch behauptet hatte.

Und fast zwangsläufig ergab sich aus dieser Auffassung die Notwendigkeit, den Begriff der Übersetzung nicht mehr nur in den ursprünglichen, sprachbezogenen Kategorien des „Einbürgerns“ und „Verfremdens“ nach Schleiermacher zu sehen, sondern den Prozess zu berücksichtigen, der durch die Dekontextualisierung von Inhalten und deren Rekontextualisierung in einer neuen Umgebung notwendigerweise in Gang kommt – der mit der kulturellen Übersetzung oder Translation verbundene Prozess, dem sich unter anderem die transdisziplinären Forschungen des erwähnten Wiener Instituts widmen, an dem ich seit 2009 tätig bin. So geht der *translational turn* in der Tat aus dem *post-colonial turn* hervor, nimmt dessen

²⁴⁾ BACHMANN-MEDICK, *Cultural Turns* (zit. Anm. 22), S. 26.

wesentliche Neuerungen auf, lenkt den Blick aber auf ein anderes Feld; weg von der doch grundlegend politischen und an koloniale bzw. post-koloniale Abhängigkeitsverhältnisse gebundenen Analyse und hin zu einer Untersuchung der nicht zuletzt wirkungsästhetischen Strategien der Texte, die sich gerade aus diesem Aushandlungsprozess zwischen den Resten der ursprünglichen Kontexte und dem neuen Kontext bei kulturellen Übersetzungsvorgängen ergeben. Damit kommt es eben zu jenem „Umschlagen von Themen zu Analysekatégorien“, die übersetzerische Kategorien jenseits bloßer Metaphorisierung zur Analyse von Literatur in einem sozialen Kontext fruchtbar macht. Man muss nicht so weit gehen wie Emily Apter, die in einer ihrer zwanzig Thesen zu Beginn von *The Translation Zone: A New Comparative Literature* kategorisch behauptet: „Global translation is another name for comparative literature“²⁵⁾, aber die wesentliche Rolle des Begriffs kultureller Übersetzung für eine kulturwissenschaftlich geprägte Literaturwissenschaft – wie sie heute aktuell ist – scheint mir offensichtlich.

Es gilt allerdings auch, die Gegenstimmen aufzuzeigen. Ich habe mit Winfried Wehle 1974 begonnen, lassen Sie uns einen Blick auf Wehle im 21. Jahrhundert werfen, in einem Aufsatz von 2005 unter dem Titel „Wozu (noch) Literaturwissenschaft?“ – womit natürlich nun endlich auch der zweite Teil meiner Themenfrage, „zu welchem Ende“ angesprochen wäre. Wehle beginnt seine Bilanz des neuen Jahrtausends mit der Feststellung der Verwissenschaftlichung nicht der Literaturwissenschaft, sondern der Literatur selbst:

Hat Literatur nach 45 ihre Erneuerung nicht betrieben, indem sie sich experimentell verwissenschaftlichte? Als Lettrismus, Konkrete Poesie, Nouveau Roman, Absurdes Theater, *Tel Quel*, Nouveau Nouveau Roman, postmodern, im Oulipo? Auf der anderen Seite, neorealistic, im Dialog mit historischem Materialismus, wissenschaftlichem Marxismus, Sozialtheorie und Tiefenpsychologie?²⁶⁾

Aber – Sie erinnern sich – das ist nun auch gegenüber dem 19. Jahrhundert und Zola nichts Neues. Die Literaturwissenschaft selbst sieht der Autor in einem Spannungsverhältnis zwischen „zwei widerstreitenden Veranlagungen: Auf der einen Seite war sie nie so wissenschaftlich wie seit dem Zweiten Weltkrieg; auf der anderen wurde ihr dadurch jedoch eine Konkurrenz aufgezwungen, die sie nur mit ständiger methodischer Atemnot quittieren konnte“²⁷⁾, weil das Wissenschaftsverständnis „längst von denen beherrscht [wird], die es verstanden haben, sich nicht nur als exakt, empirisch und anwendungsorientiert darzustellen“ und „stillschweigend“ die Natur- in „Lebenswissenschaften“ umgetauft hätten.²⁸⁾ – Ottmar Ettes Programmschrift „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft“, in der man so

²⁵⁾ EMILY APTER, *The Translation Zone: A New Comparative Literature*, Princeton 2011, IX.

²⁶⁾ WINFRIED WEHLE, *Wozu (noch) Literaturwissenschaft?*, in: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte*. Bd. 29, Heft 3/4 (2005), S. 411-426, hier: S. 412.

²⁷⁾ Ebenda, S. 413.

²⁸⁾ Ebenda.

wohl den Nachvollzug der von Wehle aufgezeigten Entwicklung als auch einen Versuch der Abwehr dieser Konkurrenz sehen könnte, wurde erst 2007, zwei Jahre später, vorgestellt.²⁹⁾

Wehles eigener Versuch der Abwehr geht in eine andere Richtung, er wendet sich gegen die durch die kulturwissenschaftliche Wende bewirkte Transdisziplinarität und gerät zu einer regelrechten Polemik:

Doch auf welches Wissenschaftsgebiet gerät, wer seine Disziplin im Zeichen von inter- oder trans- hinter sich läßt? Zur großen Befreiung, wo alles sich mit allem liiert? Oder doch nur in epistemologische Beliebigkeit, die Mühe hat, den Eindruck zu zerstreuen, Theorie habe Warencharakter angenommen? Oder gar in ein Niemandsland, wo sich ungestört Hochfeste des Methodenpluralismus feiern lassen? Um über den Tellerrand schauen zu können, braucht es dazu nicht zunächst einen Teller? Die Gefährdung, die Interdisziplinarität in Kauf nahm, ist, im Doppelsinn des Wortes, Disziplinlosigkeit.³⁰⁾

Und auch die Kulturwissenschaft selbst verfällt seinem Verdikt: Ließe sich Literaturwissenschaft darauf ein, so Wehle, dann „ginge es nicht eigentlich mehr um sie selbst, sondern um das, was sie mit anderen kulturellen Erscheinungen verbindet.“³¹⁾ Und doch denkt Wehle der Literatur selbst „als Kritik der Kultur im Namen der Kultur“ eine aktive Rolle in dieser Kultur zu.³²⁾ Über sein und mein eigenes Fach, die Romanistik, gelangt er schließlich sogar zu einer Rolle der Literaturwissenschaft die – *guarda caso* – gerade auf die kulturelle Übersetzungstätigkeit fokussiert zu sein scheint:

Das Fremde ist, selbst im Haus Europa, Normalität. Daraus läßt sich der positive Schluß ziehen, dass man dann darin gut miteinander auskommt, wenn die kulturellen Eigenheiten nicht eingeebnet, sondern gerade kultiviert werden. Hermeneutisch gesehen käme es darauf an, ein Bewusstsein komplementärer Andersartigkeit zu pflegen. Dieses hat allerdings einen Preis, der sich nicht ermäßigen läßt: ein Verstehen, dem sich kulturelles Einvernehmen verdankt, kann nie aufhören. Hieraus ziehen Geisteswissenschaften wie die Romanistik ihre kulturelle Berechtigung. Sie tragen auf ihre Weise dafür Sorge, dass das Andere, Fremde seinen streitbaren Charakter verliert, indem sie es als einen stimmigen Eigensinn, als Zusammenhang einer Identität eigener Art, als Gemeinsamkeit des Differenten annehmbar machen.³³⁾

Dem meine ich voll und ganz beistimmen zu können, und ich erlaube mir, hier auch eine Mahnung anzubringen: Es wäre nicht nur ungeschickt, sondern nachgerade töricht, im 21. Jahrhundert angesichts der zunehmend globalisierten Perspektive und der glücklicherweise immer mehr um sich greifenden Tendenz zur

²⁹⁾ Die Programmschrift wurde am 12.4.2007 im Ibero-Amerikanischen Institut Berlin vorgestellt und bildete den Ausgangspunkt für den Band WOLFGANG ASHOLT, OTTMAR ETTE (Hrsgg.), *Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Programm - Projekte - Perspektiven* (= Reihe edition lendemains 20), Tübingen 2010.

³⁰⁾ WEHLE, *Literaturwissenschaft* (zit. Anm. 26), S. 415-416.

³¹⁾ Ebenda, S. 420.

³²⁾ Ebenda, S.421.

³³⁾ Ebenda, S. 425.

Überwindung des Konzepts von „National-literaturen“ und „Nationalliteraturgeschichten“ auf die spezifische Kompetenz der Romanistik im deutschsprachigen Raum, die man als „informierte und textgestützte Spezial-Komparatistik“ bezeichnen könnte, zu verzichten und zu einer isolierten Wissenschaft nur der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen oder rumänischen Literatur zu wechseln, die die ständigen Interaktions- und Translationsprozesse gerade im Raum der Romania außer Acht lässt und so tut, als gäbe es das autochthon Eigene, Reine der Kultur, das „aus dem Geist“ eines Volkes, einer Ethnie, einer Sprache entstanden ist. Das bedient sicherlich Prozesse der Konstruktion nationaler Identitäten, wie sie angesichts der Krise des europäischen Einheitsgedankens zunehmend hoch im Kurs stehen, aber das Potential der Texte engt es höchstens ein und als Vermittlungstätigkeit im Blick auf ein „Verstehen, dem sich kulturelles Einvernehmen verdankt“ taugt es ganz und gar nicht.

Von diesem letzten Zitat aus lässt sich auch eine Brücke schlagen vom *translational turn* zu dem Schluss des anderen Wehle-Artikels, der 31 Jahre vor dem zuletzt zitierten entstanden war: Dort hatte er der Literaturwissenschaft die Rolle einer solchen „Vermittlung“ angesichts der grundlegenden Polyvalenz literarischer Texte zgedacht. Und was ist kulturelle Übersetzung und das Bewusstmachen ihrer Prozesshaftigkeit anderes als eine solche Vermittlung? Freilich: Bei diesem neueren europäischen Ansatz des Artikels von 2005 betrifft es nicht – oder nicht nur – den/ die einzelnen Leser/Leserin, sondern die Beziehung zwischen Kulturen und Gesellschaften, zwischen Generationen und Gruppen schlechthin. Im Großen und Ganzen bleibt der Zweck – das Ende – einer solchen Literaturwissenschaft aber doch dasselbe, was ich 1985 noch ganz ohne Gendern als „Auf dem Wege zu einer Literaturwissenschaft *für den Leser*“ bezeichnet habe.

Und zu diesem Zweck – direkt oder indirekt dem Leser zu dienen – möchte ich mich heute mehr denn je bekennen. Wenn Manfred Naumann, einer der wesentlichsten Literaturwissenschaftler der DDR 1977 vor der ostdeutschen Akademie das freche Statement wagte: „Literatur ist nicht zum Zwecke ihrer wissenschaftlichen Betrachtung geschrieben. Sie ist an Leser gerichtet, und diese finden Zugang zur Literatur, Genuß an ihr, ärgern sich über sie, fällen Urteile über sie auch ohne die Literaturwissenschaft“,³⁴⁾ dann war das vor dem Hintergrund eines Zensur ausübenden, die Leser bevormundenden Systems zu verstehen. Heute ist das Gegenteil der Fall: Der Zugang zur Literatur muss für die meisten Leserinnen und Leser erst geschaffen werden. Das heißt aber auch, Literaturwissenschaft muss sich als Dienst an diesen Leserinnen und Lesern verstehen, ihre Produkte dürfen nicht selbstgenügsam nur zwischen Insidern kreisen, sie müssen auch – direkt oder indirekt – für „Normal-Leser(innen)“ hilfreich sein. Für Kulturwissenschaften wie Literatur-

³⁴⁾ DLA, A: NAUMANN, MANFRED, Kasten 1, Mappe 3 „Ungedrucktes II 1965–1987“ (Typskript „Vortrag vor dem Präsidium der Akademie der Wissenschaften, Berlin 29.09.1977“).

wissenschaft gilt: unsere Verpackung ist auch schon die Ware, es gibt keine Umwegrentabilität wie in den Life Sciences, wir müssen es schaffen, mit Lesern zu kommunizieren.

Wenn ich also damit am Ende bei dem Ende angelangt bin, zu dem man Literaturwissenschaft treibt: Ja, mit Wehle meine ich, dass der Gegenstand der Literaturwissenschaft „nicht natürlich vorkommt und deshalb nicht in naturwissenschaftlichem Sinne objektiv sein kann“.³⁵⁾ Und sicherlich kann man ihm auch beipflichten, wenn er das Dilthey'sche Verstehen gegen das „Rationalisieren“ setzen will, gleichzeitig aber betont: „Als Wissenschaft – muß dieses Verstehen geordnet, nachvollziehbar und öffentlich sein, um die Schatten der Hermeneutik, die Liebhaberei zu vertreiben“.³⁶⁾ Gerade deshalb aber glaube ich, darf, soll und kann Literaturwissenschaft im 21. Jahrhundert sich *auch* eingebettet in ein transdisziplinäres kulturwissenschaftliches Interesse verstehen, das die Bedeutung von Literatur für das Selbst- und Fremdverstehen von Gemeinschaften in einer von Migration und Globalisierung geprägten Welt erfahrbar macht und damit in einer von zunehmender *Bibliophobie* geprägten Zeit Lesen wieder interessant macht – vielleicht sogar in Ottmar Ettes Sinn als Überlebenswissenschaft.³⁷⁾

Das wäre ein gutes Ende, zu dem man Literaturwissenschaft treibt; und jedenfalls ist es das Ende, zu dem ich sie mit diesem Ende, dieser Abschlussvorlesung, getrieben habe. Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.

³⁵⁾ Ebenda, S. 413.

³⁶⁾ Ebenda.

³⁷⁾ Vgl. OTTMAR ETTE, *Über Lebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004.